

## Rationen für die Apokalypse

Dass auf dem Internet nicht nur Segen ruht, ist bekannt. Aber langsam wird es unheimlich: Plattformen für Hass und Desinformation graben dem Journalismus das Wasser ab.

Von Julia Jäkel

Erinnern Sie sich, als das Internet noch jung und wild war? Als es wirkte wie eine neue, bessere Welt? Es schien so unendlich viel größer, freier und demokratischer als alles Dagewesene. Plötzlich brauchte man keine Zeitung mehr, um seine Meinung zu sagen, kein Fernsehen, um gesehen, keinen Plattenvertrag, um gehört zu werden. Das Netz war frei, es war umsonst, und es bot Platz für fünfzehn Minuten Ruhm für jeden – außer vielleicht für die alten Konzerne.

Das war vor etwa zwanzig Jahren. Heute sieht alles anders aus: Statt einer Welt ohne Konzerne gibt es neue Superkonzerne wie Amazon, Facebook und Google, statt mehr Gleichheit einige neue Multimilliardäre und statt mehr Demokratie einen amerikanischen Präsidenten, der Frauen, Minderheiten und die freie Presse beleidigt und auf Fox News erklärt: „I wouldn't be here if it wasn't for Twitter.“

Vielleicht hat das Netz also doch nicht nur Gutes gebracht? Als in Amerika Nazis durch die Straßen von Charlottesville marschierten, sagte einer der Wortführer: „Sehen Sie, wir verlassen hier zum ersten Mal im großen Stil das Internet“. „Wir haben unsere Memes verbreitet, haben uns im Internet organisiert, und jetzt sind die Leute eben da.“ Das ist in Deutschland nicht viel anders. Reporter der RTL-Sendung „Team Wallraff“ waren in München bei AfD-Unterstützern und auf dem Dresdner Altmarkt bei den Pegida-Protesten. Woher beziehen diese Leute wohl die Informationen, die sie so schrecklich aufregen? Die Antwort war eindeutig: „Nur noch übers Internet. Dort erfahre ich Dinge, die ich nirgends in den sogenannten Mainstream- oder Leitmedien zu sehen bekomme.“

Portale, die eine Rolle spielen, sind mal werbefinanziert – wie die auf den ersten Blick seriös erscheinende, Falun-Gong-nahe „Epoch Times“ –, mal vom Kreml bezahlt wie RT Deutsch. Das Team von „unzensuriert“ arbeitet ehrenamtlich – Chefredakteur Alexander Höferl ist im Hauptberuf Leiter des Kommunikationsbüros der rechtspopulistischen FPÖ. Rechte Portale wie „Halle Leaks“ oder „Anonymous.ru“ legen ihre Finanzierung gar nicht offen. Sie alle fischen Nachrichten aus dem Netz, die grob zu ihrer Agenda passen, und spitzen sie zu, bis sie maximale Aufregung produzieren – seriöser Journalismus sieht anders aus. So wiederholt sich ein Muster, das wir aus Amerika kennen. Auch dort ist aus den fröhlichen Urständen der Kätschenvideos, Memes und Listicsles ein mediales Paralleluniversum gewachsen, das die Gesellschaft radikalisiert und spaltet. Insbesondere die Rechte setzt dabei auf Verschwörungstheorien, Desinformations- und Schmutzkampagnen.

Das rechte Medien-Ökosystem, das all seinen Unsinn verbreitet, ist verzweigt. In Amerika reicht es von „ Breitbart“ über zahlreiche Social-Media-Accounts bis zu Fernsehsendern wie Fox News, die sich durch Werbung finanzieren und deshalb gelegentlich auf öffentlichen Druck reagieren müssen. Solche Sorgen brauchen sich andere nicht zu machen. Hauptinvestor bei „Breitbart“ ist Robert Mercer, ein rechter Milliardär und Hedgefonds-Manager, dem auch die Big-Data-Agentur Cambridge Analytica gehört. Das Verschwörungsunternehmen „InfoWars“ dagegen trägt sich selbst; es vertreibt einschlägige Bücher, DVDs und T-Shirts sowie Überlebensprodukte für die kommende Apokalypse. Und schließlich wäre da noch das Geld anderer Staaten, etwa aus Russland, das sich bekanntlich auch tief in die amerikanische Innenpolitik eingemischt hat. Von dort wurden die Mail-Accounts führender Demokraten gehackt, Inhalte geleakt und mit bezahlten Bots, Trolls und Anzeigen Stimmung auf Facebook und Twitter gemacht.

Wie konnte aus dem Traum von mehr Demokratie im Netz so schnell ein Albtraum werden? Ein Teil der Antwort liegt sicher in der Technologie. So führt Facebooks (geheimer) Algorithmus gezielt Gleichgesinnte zusammen und belohnt Beiträge, die starke Emotionen und Interaktionen auslösen. Das kann Positives beschleunigen, ist aber eben auch ein Rezept, um Menschen dazu zu bringen, sich gegenseitig negativ aufzuschaukeln und zu radikalieren. So gedeihen dann auch Inhalteanbieter, die vor allem maximale Aufregung erzeugen. Facebook arbeitet so, weil es von der Überzeugung geleitet ist, jedem exakt das zu zeigen, was der will, um ihm möglichst lange im System zu halten und damit Geld zu verdienen. Um politische Einmischung geht es dem Unternehmen nicht; aber so wie Facebook funktioniert, fördert es die Spaltung der Gesellschaft.

Meines Erachtens lohnt es sich aber auch, die Antwort nicht nur in der Technologie zu suchen. Share-Buttons und Filter-

blasen allein genügen nicht, um zu erklären, woher auf einmal all die Nazis, Trolle, Fundamentalisten und Verschwörungstheoretiker kommen. Und genauso wenig wird man allein mit Technologie das Problem wieder in den Griff bekommen.

Bei aller Fixierung auf die äußeren ideologischen Ränder des Netzes sollten wir nicht übersehen, was in der Mitte, direkt vor unseren Augen geschieht. In Amerika wurde gerade eine Debatte darüber angestoßen, ob Amazon oder Facebook Monopolisten sind, die mit den alten Methoden des amerikanischen Kartellrechts – etwa der Frage: Steigen die Preise für Konsumenten? – gar nicht erfasst werden. Sichtbar wird diese Überlegenheit etwa im digitalen Werbemarkt, den Facebook und Google so stark beherrschen, dass für den Rest nur noch Brosamen bleiben.

Dabei darf man nicht vergessen, dass die Informationsinfrastruktur der alten liberalen Demokratie – Zeitungen und Magazine, Fernsehen, Radio, auch Kino und Konzerte – immer wenigstens zum Teil durch Werbung finanziert waren. Man kann das für eine kuriose Volte der Geschichte halten; aber es war nicht zuletzt die Werbung, die eine demokratische, kritische Presse überhaupt ermöglicht hat.

Heute geht der Löwenanteil dieser Einnahmen an Plattformen wie Facebook, die selbst kaum Inhalte erzeugen. Das überlassen sie anderen, denen sie von ihren phantastischen Erlösen aber nur wenig abgeben. So entsteht ein Missverhältnis: Einerseits war das Informationsbedürfnis selten so groß und die technischen Möglichkeiten so grenzenlos wie heute – gleichzeitig werden mitten in dieser gewaltigen medialen Revolution bei vielen journalistischen Inhalteanbietern die Mittel knapp.

Das betrifft vor allem den Nachrichtenjournalismus. Denn anders als Trollfabriken sind Redaktionen voller Experten teurer – und produzieren dann auch noch Geschichten, die für ein schnelles „Love“, „Haha“, „Wow“, „Traurig“ oder „Wütend“ oft zu komplex sind. Darum gibt es zwar viele löbliche Versuche, den Journalismus neu zu beleben, und es mangelt auch nicht an Ideen und Talenten. Wirtschaftlich florieren aber nur wenige dieser Projekte wirklich, die Leuchtturmmarken.

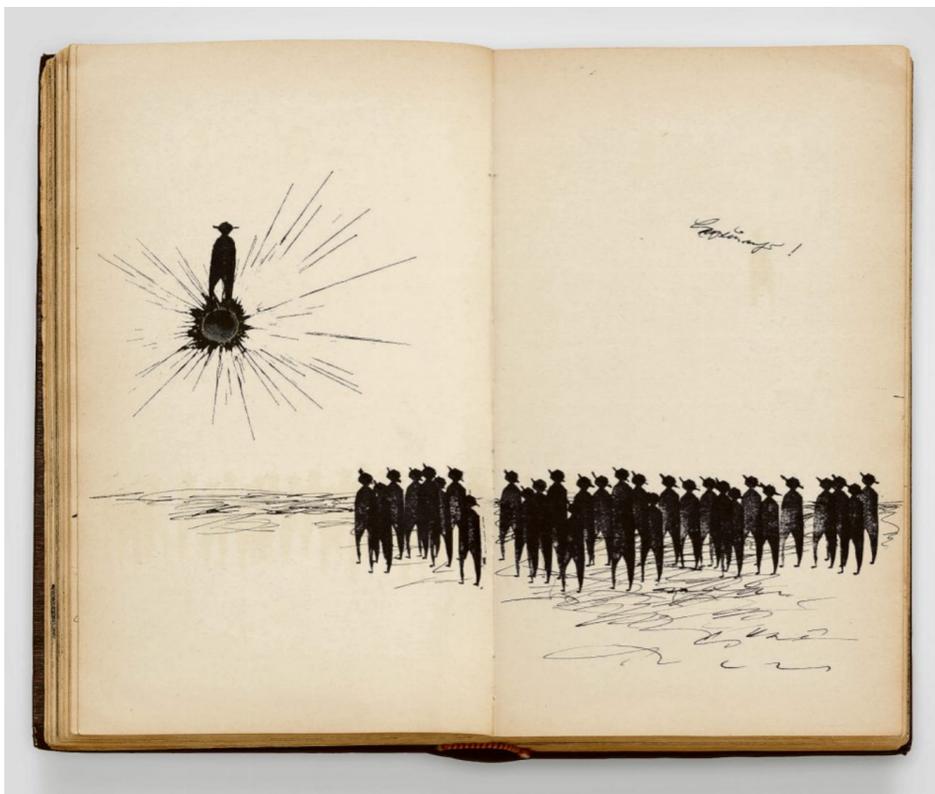
Damit kommen wir zur entscheidenden Frage: Wer bleibt übrig, wenn das echte Geld anderswo verdient wird? Es sind die, denen so eine Lage zupasskommt: Wahnsinnige, die gar nicht anders können; Radikale aller Spielarten, die in dieser Lage Morgenluft wittern; Sekten und Parteien mit zwielichtigen Anliegen und Ansichten, für die sie lieber selbst trommeln, als sich mit einer freien, kritischen Presse auseinandersetzen; Staaten wie Russland, denen politische Destabilisierung geostrategisch in die Hände spielt; skrupellose Geschäftsleute, denen kein Mittel zu schäbig ist, um aus der aufgeladenen Stimmung Profit zu schlagen.

Das führt in eine paradoxe Lage: Wir alle tragen kleine Supercomputer in der Tasche, die uns zu jeder Zeit mit dem Rest der Menschheit und dem gesamten Wissen der Geschichte verbinden – und trotzdem machen sich überall Misstrauen und beängstigende Desinformation breit. Facebook-Chef Mark Zuckerberg hat in einer Videobotschaft einige Tage vor der Bundestagswahl verkündet, er und sein Team hätten „daran gearbeitet, die Integrität der deutschen Wahlen sicherzustellen“. Das sagt ein CEO eines amerikanischen Unternehmens! Und es schafft nicht gerade Vertrauen in die neuen Super-Konzerne, wenn nahezu gleichzeitig herauskommt, dass außer Kontrolle geratene Facebook-Algorithmen anbieten, man könne auch gezielt Menschen ansprechen, die sich für Themen wie „Ku-Klux-Klan“ und die Frage „Wie verbrennt man Juden“ interessieren.

Was soll also passieren? Konzerne wie Facebook haben die mediale Infrastruktur aus dem Gleichgewicht gebracht – und tragen trotz aller Bekenntnisse nicht annähernd genug dazu bei, ein neues, funktionierendes System zu entwickeln. Von dieser Lage profitieren einige Gruppen mit eher sinistren politischen und ideologischen Zielen. Das Ergebnis für die Gesellschaft ist Destabilisierung. Die Antwort wäre, die Firmen stärker zu regulieren; vereinzelt werden sogar schon Rufe nach Zerschlagung laut, in der Hoffnung, dass so ein besseres, demokratischeres, weniger wütendes Netz entsteht. Natürlich ist politische Gestaltung wichtig und derzeit noch unterentwickelt. Ich persönlich setze aber auch auf mehr gesellschaftlichen Druck: Wir müssen etwa Facebook klar machen, dass sie deutlich mehr in die Gesellschaften investieren müssen, von denen sie profitieren. Google hat da bereits ein paar erste gute Schritte unternommen, hier wächst gerade gegenseitiges Vertrauen durch ernstgemeinte Partnerschaft.

Darüber hinaus müssen alle etwas beitragen: Wir brauchen in Politik und Bildung, in Wirtschaft und Medien mehr Wissen und eine intensivere Diskussion über die digitale Zukunft. In der Wirtschaft erlebe ich ein wachsendes Bewusstsein dafür, auch für die gesellschaftliche Bedeutung von jedem für Werbung ausgegebenen Euro. Darüber hinaus sehe ich den Kampfgeist erwachen: für eine demokratische, liberale Zukunft. Und dafür brauchen wir gebildete, gut informierte Bürger – keine Farmen für Hass und Desinformation.

Julia Jäkel ist Vorsitzende der Geschäftsführung von Gruner + Jahr.



Rund geht es und auch hoch hinaus: Zwei Doppelseiten aus Gerhard Richters „Comic Strip“.

Fotos Robert Oisín Cusack/Lempertz

## Gerhard Richters gescheiterte Idee

Eine Bildergeschichte von 1962 zeigt, dass der Maler Comic-Zeichner werden wollte

Als Gerhard Richter sich im Winter 1961 gerade noch rechtzeitig vor dem Mauerbau aus der DDR in die Bundesrepublik absetzte, war er 29 Jahre alt und stand vor dem Nichts. In Dresden war er Meisterschüler gewesen, im Westen kannte ihn keiner, seine Bilder waren im Osten zurückgeblieben. Er schrieb sich in Düsseldorf abermals als Kunststudent ein, auf die erste Ausstellung musste er bis zum Oktober 1962 warten; sie brachte ihm nichts ein. Wovon also leben? Für den Neuankömmling im Kapitalismus schien die Sache klar: von einträglicher gezeichneter Massenkultur, also von Comics.

Schon 1957 in Dresden hatte Richter kleine Bildergeschichten mit „schwarzen Männern“ angefertigt, reine Silhouettenfiguren in Tusche. An diese Vorarbeiten knüpfte er im Dezember 1962 an, als er ein Werk namens „Comic Strip“ schuf, das aber kein Comic-Strip war. Für das Comic-Entwicklungsland Deutschland war die aus Amerika importierte Terminologie verwirrend; dass „Strip“ lediglich jene Comics bezeichnet, die in Zeitungen publiziert werden, wusste hierzu kaum jemand – und der im Osten aufgewachsene Richter schon gar nicht – dort war die Rede von Comic Strips stets abqualifizierend gemeint. Aber er kannte schon als Dresdener Student jenen Cartoonisten, der damals weltweit als ein Künstler gehandelt wurde, dessen Rang man auf dem Feld der Zeichnung mit dem von Picasso in der Malerei gleichsetzte: Saul Steinberg. Der war als gebürtiger Rumäne und Jude 1941 aus Italien in die Vereinigten Staaten emigriert, wo er als Illustrator für den „New Yorker“ eine steile Karriere hingelegt und sein neues Heimatland 1958 auf der Brüsseler Weltausstellung mit dem riesigen Bildzyklus „The Americans“ vertreten

hatte. Sammelbände mit seinen Cartoons waren Bestseller.

Richter orientierte sich deshalb grafisch an Steinberg, als er „Comic Strip“ zeichnete, aber er wählte eine für den Amerikaner ganz untypische Erzählform: eine wirkliche Bildergeschichte. Das war seine Anleihe beim Comic, den Steinberg als Form verachtete. Von dem Erfolgskünstler wiederum hatte Richter die Idee der Stempel übernommen, mit denen er nun seinen Protagonisten seriell auf Blatt brachte: einen schwarzen Mann mit breitkrempegem Hut, dessen Silhouette an einen italienischen Monsignore erinnert. Die ebenfalls steinbergtypischen Fingerabdrücke als Gestaltungselement wollte Richter nicht, aber die Ausführung der Dekors mit der Tuschefeder nahm wiederum viele Ornament- und Kompositionsideen Steinbergs auf, unter anderem auch seine kalligraphisch-unleserlichen Textzeilen.

Erzählt wird eine anfangs symbolistische, später dann geradezu phantastische Geschichte, die mit einer Reise auf den Mond endet – John F. Kennedy hatte 1961 verkündet, man werde bis zum Ende des Jahrzehnts einen Amerikaner dorthin bringen. Von solcher Aktualität versprach Richter sich Aufmerksamkeit.

„Comic Strip“ war jedoch anders als Steinbergs Cartoonbände kein Erfolg, Gerhard Richter fand nicht einmal einen Verlag dafür. Die in mehreren Skizzenheften angelegte und dann vom Zeichner zu einem einzigen Buch mit Holzintat-Einband vereinigte Geschichte wurde schließlich von einem alten Dresdner Freund Richters, der schon vorher in den Westen gegangen war, gekauft und vom Künstler vergessen. Bis es ihm der alte Freund vor fünf Jahren wieder zeigte und Richter zustimmte, dass der Verlag der Buchhandlung Walther König eine

Buchausgabe daraus machen sollte. Sie erschien 2014. Nächste Woche wird in einem Kölner Auktionshaus nun das Original versteigert – als autonomes Künstlerbuch, obwohl es das nie sein sollte, sondern lediglich Vorlage für die erhoffte Publikation.

Dass dies mehr als fünfzig Jahre später doch noch erfolgte, wird Richter zufrieden gestellt haben, seine ursprüngliche Fassung allerdings unterwarf er für die Veröffentlichung noch einer Bearbeitung. Etliche Seiten der Erzählung stellte er um, wofür zum Beispiel das spektakuläre Auftrakt Doppelblatt zur Mondsequenz nun an deren Ende rückte. Einzelne Seiten des Manuskripts entfielen, darunter die allererste mit dem von Richter wieder nahezu unleserlich gemachten Titelschriftzug „Comic Strip“, und aneinander klebende Blätter wurden nicht mehr voneinander gelöst, so dass im Original zu „Comic Strip“ noch manche Überraschung wartet. Einige davon sind jetzt schon sichtbar, weil vier verklebte Seiten mittlerweile doch getrennt wurden, andere aber lassen durch Durchscheinen der Tuschezeichnung erst nur ahnen, dass sich in dicken Papierbatzen noch mehr von der Bildergeschichte finden wird – ob gewollt verklebt oder nicht, ist unbekannt. Derzeit beträgt das Verhältnis von sichtbaren gezeichneten Seiten im Manuskript zu denen im Nachdruck 139 zu 132. Viele Feinheiten der Tuschezeichnungen sind aber auch nur im Original zu erkennen, diverse Richtersche Collageelemente in der Publikation nicht erkennbar. Der 1962 ausgebliebene kommerzielle Erfolg könnte nun dem Eigentümer von „Comic Strip“ winken: Der Schätzwert, ursprünglich mit 60 000 bis 80 000 Euro kalkuliert, beträgt im Katalog jetzt 100 000 bis 120 000 Euro.

ANDREAS PLATTHAUS

## Meierei

Was ist die Sprache eigentlich? Zweifellos ein Gebilde. Man könnte auch sagen: ein Haus. Und zwar ein schon recht altes Haus, seit langem reparaturbedürftig, aber zum Abriss noch nicht freigegeben. In diesem Haus gibt es, genau wie in Gottes Haus, viele Wohnungen. Das Miteinander der Parteien sollte man sich allerdings nicht zu gesellig oder harmonisch vorstellen. Nehmen wir die *nomina propria*, Eigennamen wie zum Beispiel „Christian“, „Lindner“ oder „Jamaika“: Diese Ausdrücke sind oder halten sich für etwas Besonderes, kategoriell anderes als, sagen wir, Wörter wie „Politik“, „Koalition“ oder „Verantwortung“, *nomina appellativa*, die ohne weiteres austauschbar sind, ja, manchmal einfach überhaupt nichts bedeuten. Die Eigennamen wohnen in dem alten Haus Sprache strikt für sich. Keine Tür, kein Fenster gibt es zwischen ihnen und den übrigen Wörtern, anders als Leibnizens Monaden leben sie in totaler Isolation. Dass jemand von den Eigennamen einmal hinübergeht zu den appellativen Mietern, geschieht selten und ist dann natürlich eine Ehre. Gerd Müller beispielsweise existiert zum einen als Person, zum anderen ist mit seinem Namen etwas bezeichnet, was er zwar besonders gut konnte, aber auch von anderen beherrscht wird: Tore schießen. Man nennt das, jeder weiß es, „müllern“. Der Nachname eines ehemaligen Bundespräsidenten wurde sogar zum Synonym einer Behörde; und das Verbum „gaucken“ trat auf den Plan, sobald sich jemand für den öffentlichen Dienst in den neuen Ländern bewarb und per Anfrage an die Behörde nachweisen musste, dass er kein Stasi-Spitzel war. Geradezu schillernd dann die Bedeutung von „wulffen“, einem von persönlicher Tragik umflorten Tätigkeitswort: „jemandem eine lange Nachricht auf der Mailbox hinterlassen“, „nicht die ganze Wahrheit sagen, ohne ausdrücklich zu lügen“ oder, platterdings, „möglichst viel mitnehmen, ohne zu bezahlen“. Wie steht es in diesem Zusammenhang mit „lindnern“? Dass der Nachname des jungen FDP-Vorsitzenden derart schnell in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen ist, wird Leute, die den Aufstieg dieses Mannes aus der Nähe verfolgt haben, kaum noch wundern. Die offizielle Definition spricht von jemandem, der sich aus einer „gemeinsam geplanten Gruppenaktivität zum spätestmöglichen Zeitpunkt“ zurückzieht. (Warum es der „spätestmögliche“ sein soll, erschließt sich nicht; es war ja eher der frühestmögliche, nämlich noch vor den eigentlichen Koalitionsverhandlungen). Es schwingt bei „lindnern“ auch mit: etwas lieber gar nicht tun (regieren) als falsch tun. Wie die Dinge liegen, so wird es wohl bald noch einen neuen Ausdruck geben, und zwar für „umstimmen“, „zur Raison bringen“. Lindner freilich wird kaum noch gesteinernt werden, der hat sich bis auf weiteres selbst abgemeiert. edo.

## Literaturbeilage zum Advent

Unsere letzte Literaturbeilage in diesem Jahr beginnt mit der Besprechung zweier literaturgeschichtlicher Bücher zum selben Sujet: Volker Weidermann und Ralf Höller erzählen jeweils über die Rolle der Schriftsteller in der bayerischen Revolution von 1918 und der anschließenden Räterepublik. Es folgen Rezensionen zur „Weltgeschichte der deutschsprachigen Literatur“ der künftigen Direktorin des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, Sandra Richter, und zu den Essays der diesjährigen Friedenspreisträgerin Margaret Atwood. Von Gegenwartslyrikern in heutige Sprache gebrachter Minnesang ist ebenso Thema wie Neuerscheinungen von Joachim Meyerhoff, Walter Moers, Roland Schimmelpfennig, Christoph Meckel und Sebastian Lehmann. Gewürdigt werden aber auch Übersetzungen von Pierre de Ronsard, Ángel Santistéban, Rodrigo Hasbún, Attila Bartis und Samuel Selvon. Außerdem werden Hörbücher von Kazuo Ishiguro und Paulus Hochgatterer sowie Kinderbücher von Andreas Steinhöfel, John Green und Julie Volk besprochen.

Die Sachbücher setzen ein mit den Wissenschaften: Der Neurobiologe Martin Korte untersucht unser Gedächtnis, Georg von Wallwitz stellt den Jahrhundertmathematiker David Hilbert vor, und Stefan Klein resümiert die Physik. Sodann breitet Tim Marshall sein Wissen über Flaggen aus, nimmt Patrick Boucheron ein altes Fresko genau in den Blick und widmen sich drei Autoren in ganz unterschiedlicher Weise Karl Marx. Viktor Mayer-Schönberger und Thomas Range haben Vorschläge für Regulierungen im Datenkapitalismus, die Verhaltensökonomin Iris Bohnet präsentiert Tipps für Frauen im Beruf, und Elizabeth Davids Buch über die bodenständige französische Küche erweist sich als gar nicht verstaubter Klassiker. Ein Band über die Umtriebe der deutschen „Reichsbürger“ bildet den Übergang zu den politischen Büchern, die wie immer die Beilage beschließen. F.A.Z.